

Die hier vereinigten Arbeiten verdanken ihr Entstehen der Aufforderung des Schweizerischen Landessenders Beromünster, Studio Bern, zur Mitarbeit an seinem Programm. Der am 12. Februar 1961 in Bern gehaltene Vortrag über das Martyrium der Lüge knüpft aber unmittelbar an das an, was ich zehn Jahre früher, im August des Jahres 1951, über den Sender Berlin des Nordwestdeutschen Rundfunks und in dem Roman von der ‹Macht der Ohnmächtigen› zu sagen gehabt hatte.

Die sechs Betrachtungen zu dem Thema ‹Du bist nicht allein› haben nicht literarische Ansprüche erfüllen wollen, sondern eine mitmenschliche Pflicht, die ein Bürger dieser Zeit, der Diener am Wort ist, auf sich zu nehmen hat, wenn er, wie ich, davon überzeugt ist, daß «weder Gewerkschaften, Tarifkartelle, Fachverbände, Parteien noch ihre politisch gelenkten Kulturorgane jene normative Funktion ausüben können, die dem im modernen Staat einerseits unheimlich vermassenden und andererseits mehr und mehr bindingslos isolierten Menschen echte, Gesellschaft bildende Elemente inneren Lebens gewährt».

Der Vortrag über das Martyrium der Lüge steht thematisch nur scheinbar entfernt vom Anliegen der sechs Betrachtungen. Nicht um seiner tagespolitischen Aktualität im Krieg der Ideologien willen wurde er – so wenig wie die Ansprache in Berlin vor zehn Jahren unter dem gleichen Titel – gehalten, sondern um der Wahrheit des Menschenbildes willen, das aus der Offenbarung in die Geschichte eingegangen ist und das heute unterzugehen droht, im Osten wie im Westen.

Die bewußte Leidzufügung, die in unserem Zeitalter Ausmaße angenommen hat wie noch nie zuvor in der Geschichte, und welche die Welt – paradoxerweise mit den Mitteln des menschlichen Verstandes – einer Rebarbarisierung entgegenzuführen droht, in der sie sich, aller Mechanik zwischenstaatlicher Sicherungsverträge,

innenstaatlicher Wohlfahrtsvorkehren und sozialer Vertragswerke zum Trotz, selbst den Untergang zu bereiten scheint, legt es Christen nahe, eine neue Sinngebung des Leidens zu finden. Eine Sinngebung, welche die Begegnung mit der scheinbaren Sinnlosigkeit ebensowenig scheut, wie sie bereit sein muß, das Leid im Zerrspiegel scheinbaren Glücks zu erkennen, oder das Postulat der Wahrheit nach der unaufhebbaren Gesetzmäßigkeit menschlicher Schwäche im Gewand der Lüge: das Martyrium, ein echtes, wahres Martyrium – und ereignete es sich auch in der Abgabe an ein selbstgewähltes Martyrium (doch darin nun wieder, als einem Akt tödlicher Selbstverleugnung, als ein höchst wirkliches Opfer und Martyrium). Nicht zuletzt die Leiden, welche dieser Menschheit von Unmenschen zugefügt werden, müssen jene, die in dem freiwillig leidenden und sterbenden Christus ein Inbild und Vorbild für die heilwirkende Funktion der Schmerzen und des Leidens erhalten haben, in unserer schmerzgefüllten und leidvollen Zeit mit ihren zugleich so schmerzflüchtigen und leidscheuen Menschen dazu veranlassen, Opfer, Leidenszeugnis, Wahrheit und Lüge in ihrem Verhältnis zueinander neu zu bedenken. Doch jedwede Sinngebung hat nur Geltung und Bestand, wenn sie aus dem Gut evangelischer Wahrheit und ewigen Friedens eine Stärkung des Menschen durch den für jedes Geschlecht neu zu hebenden Schatz der Offenbarung und eine Antwort des Menschen aus der ewigen Wahrheit an die Lüge und an den Streit seiner Zeit ist. Die Verleugnung – jetzt nicht mehr nur im Sinne der alten, geheiligten asketischen Übung der Entselbstung des Menschen um seiner göttlichen Übernatur willen, oder als Nachfolge Petri um die dunkle Stunde des Hahnenschreies, sondern als sein häufig unbewusstes oder nur halb bewusstes Opfer auf dem Feld des Lebens, das der Widersacher Gottes und seiner Menschen mit der dämonischen List der Gottesnachahmung und zugleich der sublimsten, um die Früchte aller Wissen-

schaft bereicherten Menschenkenntnis bestellt –, die Verleugnung, um neue, finstere, tragische Dimensionen erweitert, bleibt dennoch ein Aspekt seiner endzeitlichen Existenz.

DU BIST NICHT ALLEIN

I

Du bist nicht allein ...

Je länger einer diese vier Worte bedenkt, desto vieldeutiger wollen sie ihm vorkommen. Nicht daß ihr Sinn schwebend wäre, nein, aber er schillert gleichsam und kann mit der Betonung irgendeines von den vier Worten beinahe unmerklich wechseln. Etwas nur bleibt unveränderlich: es ist vom Alleinsein die Rede. Nicht von der Einsamkeit, obschon die ganz dicht benachbart liegt. Nur liegt Einsamkeit schon im Land der Verlassenheit, in dem es keine Nachbarschaft mehr gibt, aus der mitunter nichts mehr hervorgeht und in die nichts mehr hineinreicht – keine Hand, kein Gedanke, kein anrührendes Gefühl. Allein sein kann einer, ohne damit schon einsam zu sein; der Einsame aber bleibt auch in der größten und lärmigsten Gesellschaft einsam, so wenig allein er da ist.

Du bist nicht allein ... ist aber auch noch eine Trotz bietende Behauptung, der so mancher, der sich allein fühlt, innerlich widersprechen wird. Ist er damit aber nun wirklich allein? Das will ein müßiger Streit um Worte scheinen, aber das ist es nicht. Allein-Sein und Sich-allein-Fühlen sind verschiedene Dinge. Die Erde, die wir Einzelnen als Ebene betreten, ist ja gleichwohl rund für die Gesamtheit aller, die sie bewohnen. Wir sehen die anderen nicht, und wir sehen das Ganze des Erdballs nicht, doch hinter dem Horizont des für uns Erkennbaren leben gleichwohl andere Wesen und neigt sich oder steigt die harte Kruste um den glühenden Kern unseres Sterns.

Schließen wir einen Vergleich, wenn wir uns auch ein wenig dazu überreden müssen: das Alleinsein, das jetzt gemeint ist, ist nicht ganz die Einsamkeit, aber es trägt die Einsamkeit doch schon so in sich, wie eine

genießbare Frucht einen bitteren Kern umhüllen kann; oder der Mensch fühlt die Einsamkeit sich ganz allmählich so um sein Alleinsein schließen wie eine harte, kalte Rinde um eine im Innersten noch warme, formbare Mitte: seine Seele, die es – wie jede menschliche Seele – nach Selbstaufgabe und nach Hingabe an einen anderen oder an etwas anderes verlangt.

Alleinwerden und Alleinsein gehören zu einem jeden Menschenleben. Wir waren nicht allein, als wir auf dieser Welt die Augen aufschlugen, und wir waren da auch nicht einsam. Nichts waren wir da in aller unsrer kreatürlichen Hilflosigkeit und Unbewußtheit, wir existierten jenseits aller solcher Begriffe. Erst als unser Bewußtsein erwachte, konnten wir anfangen mit dem Alleinsein und dem Nicht-Alleinsein; erst als uns die Augen für uns selbst aufgingen, gingen sie uns auch für unsere Vereinzelung auf, und jede Schuld, wenn sie erkannt war, sonderte uns aus.

Alleinsein aber ist, darüber hinaus, auch mehr denn je und härter und brennender denn je ein Problem dieser Zeit. Es ist nicht falsch, das aus der Entwurzelung herzuleiten, die unser Dasein in dieser Epoche der Zivilisation und Kultur weitgehend erfahren hat. Die alten Ordnungen beherbergen uns nicht mehr so recht, und die neuen geben dem Herzen noch keine rechte Wohnung. Unsere Städte werden immer größer, die Häuser enthalten immer mehr (Wohnfläche), die aber keine rechte Behausung nach alter Art zu werden vermag, die Versammlungen und Veranstaltungen werden immer massenhafter, und die vier Wände des Einzelnen werden nicht nur von Tönen und Reden, sondern nun auch von Bildern aus allen Zonen der Welt erreicht. Ist da einer noch allein? Kann

da einer auch nur allein sein? Kann er sich nicht mit einem Druck auf den Knopf das Allerfernste in seine Nähe heranholen, oder möchte er da am Ende nicht gern allein sein und ‹abschalten›, wie es aus der Sprache des Radios und Fernsehens schon als Entsprechung für geistige Beziehungslosigkeit mit der Umwelt in Sprachgebrauch gekommen ist?

Doch in der Frage, ob in der modernen Gesellschaft überhaupt noch einer allein sein kann, muß man das Wort *kann* einmal im Sinne von *vermag* begreifen, und sogleich fragt diese Frage nach einer tiefen Not unserer Zeit. Es können nämlich die wenigsten mehr allein sein; sie fliehen das Alleinsein, das Alleinsein erfüllt sie mit jenem untergründigen Schrecken, der einen Menschen in großen, schweigenden, für die einzelne Person nicht mehr zu bewältigenden Räumen überfallen kann.

Du bist nicht allein! wird schließlich zu jemandem gesagt, wenn man ihn an die Pflichten für die Allgemeinheit und Gesamtheit – der Familie, der Gesellschaft, des Volkes –, die er nicht so gern tragen will, erinnern muß. Du bist nicht allein! – mit einem drohenden Unterton – will jeder totalitäre Staat seinen Arbeitssklaven einschärfen, wenn er sie durch Hausagenten, Zellenwarte, Blockwarte und das ganze übrige System seiner Spitzel überwachen läßt oder, wie in einem gar nicht mehr so utopischen Zukunftsroman, sie auf dem eine ganze Stubenwand füllenden Bildschirm unaufhörlich mit der allwissenden, allmächtigen, allsehenden Partei konfrontiert, die über alles und jedes zwischen den vier Wänden, ja über jede Regung in seinem geheimsten Innern wacht...

Die vier auf den ersten Blick unbedenklichen Worte: Du bist nicht allein, können einem bei näherer Betrachtung ‹Ameisen in den Kopf setzen›,

wie man im Schwedischen sagt, wenn es um die Lösung eines sehr, sehr kniffligen Problems geht. Alleinsein als Last und Kummer eines entwurzelten, innerlich nirgends mehr so recht beheimateten Lebens, und Alleinsein als Menschenlust und -vorrecht, die dem Menschen nicht mehr zugestanden werden sollen. Nicht-allein-sein-Dürfen als Anspruch zum Wohl der Allgemeinheit, und Nicht-allein-Sein als Drohung des Polizeistaates gegen seine verängstigten Diener... Wer findet sich da aus!

Aber so kompliziert verhält es sich wohl mit den meisten scheinbar unbedenklichen Wortgefügen. Unser Leben ist nicht von heute und nicht für heute, so brennend heutig es von jedem Einzelnen gelebt werden muß und mag, und unsere Sprache drückt mit gleichen Worten Sachverhalte aus, die ihrem Sinn und ihren Bezugsetzungen nach in den verschiedensten Zeiten, Zonen und Verhältnissen angestammt sind.

Am Ende aber, wenn alle Worte verstummt sind, bleibt etwas ungeheuer Einfaches und bei aller Mannigfalt Eindeutiges übrig: der Mensch, das tägliche Leben, die Tausende und aber Tausende der einander Unbekannten in der Zeit, die sich allein fühlen oder die allein sind, aus so vielen verschiedenen Gründen, wie es Menschen gibt. Übrig bleibt ein Zimmer, aus dem Morgen für Morgen einer aufbricht zu seiner Arbeit, und in das Abend für Abend einer zurückkehrt, mit den notwendigsten Einkäufen gegen den Hunger, mit der Zeitung, über deren Inhalt sich zu wundern selbst die vier Wände des Zimmers fassungslos stiller erscheinen läßt, am Samstag vielleicht mit einer Blume, die er unter den Lauben oder in einem Laden gekauft hat; übrig bleiben die vier Wände und das

menschliche Lebewesen darin, das es sich so freundlich und so häuslich in alten Sinne wie nur möglich einzurichten versucht, nach irgendeinem Ideal von Geborgenheit, das in uns allen schlummert. Übrig bleibt die Zerstreuung auswärts, welche die Sammlung der eigenen leeren Behausung hinterher um so strenger in Zucht nimmt; übrig bleibt die Wehmut des zögernd dahindämmernden Sonntagabends im Frühling oder die schläfrige Erschöpfung, die einem langen Arbeitstag im Winter folgen kann; übrig bleibt dies und alles andere und immer wieder und wieder anders, auf rohen oder auf gepolsterten Stühlen, gewissermaßen, mit Bankkonto oder ohne, weil wir alle wohl eine Welt bewohnen, aber jedes Leben in seiner Welt ein Stück unverwechselbares Schicksal darstellt, aller Uniformität des Daseins im Zeitalter der Massen zum Trotz. Und dabei waren diese Bilder nur der Umwelt des Bürgerlich-Beständigen entlehnt. Nicht gerade der Beletage des Lebens, aber doch jenen Stockwerken, in welche der Blick und das Mitwissen ziemlich ungehindert Zugang finden. Wieviel unzugängliche Räume gibt es dahinter? Und wie viele Stockwerke gibt es darunter und darüber: Keller und Mansarden? Das Alleinsein der in ihrer Umwelt Fremden; das Alleinsein der Kranken, das ja ein doppeltes ist, denn Krankheit sondert zumeist nicht nur den Leib, sondern auch die Seele ab; das Alleinsein der Flüchtlinge und Vertriebenen, für welche die Zuflucht in der Fremde nicht so recht wirklich zu werden vermag, so daß sie häufig anfangen, ihre guten und ihre bösen Phantasien zu verwirklichen; das Alleinsein der Überlebenden, denen der liebste Mensch im Tod voraufgegangen ist; das Alleinsein der Getäuschten, der Trauernden, der Betrübten; [nur der Hoffende kann

nie ganz allein sein, denn er lebt im Geist schon in der Gesellschaft oder im Besitz des Erhofften]; das Alleinsein in irgendeiner, von den übrigen Menschen nur äußerlich honorierten Pflicht – von jenem Alleinsein zu schweigen, das den schuldig oder unschuldig abgesonderten Gefangenen auferlegt worden ist.

Wollte ein allsehendes Auge das äußerlich heute mehr und mehr ineinander verstrickte Gewimmel der Menschen allerorten entwirren – es würde gewiß ebenso viele finden, die sich dazu bekennen, daß sie allein seien, als solche, die einer Gemeinschaft und Gemeinsamkeit froh sind. Aber keiner von denen, die allein sind, vermag dem anderen ein Zeichen zu geben, an dem sie sich erkennen und zueinander fänden, ja vielleicht ist das Alleinsein mitunter ein verhängtes Geschick wie das Zweifeln-Müssen und Nicht-glauben-Können oder wie die Schwermut, die es nach einem unaufhebbaren Gesetz der Schwerkraft der Seele zum Tode zieht.

Es gibt Zeiten: Tage, Stunden oder auch nur Augenblicke, und Ereignisse, die innerhalb menschlichen Erfahrungsbereiches von höherer Ordnung, irdischer oder überirdischer Art, geschickt werden, in welchen den unzähligen vielen allein einmal selten das Zeichen gesetzt wird, darin sie ihre Gemeinsamkeit erkennen. Es sind Zeiten und Ereignisse der Not und Gefahr, der vaterländischen Erhebung oder der inneren, religiösen Erweckung. Ins Vaterland kehrt der Versprengte da innerlich wie ins Vaterhaus zurück, und der Gläubige sieht sich der Offenbarung und dem, der sie gebracht hat, als einem lebenslänglichen Du gegenüber, vor dem er sich eigentlich nie mehr als ganz allein betrachten kann.

Aber dieses Zeichen wird für jene, die allein sind, selten gegeben – sage einer nun Gott sei Dank oder leider. Das Alltägliche ist jenes Maß des Lebens, das die meisten Schicksale eicht. – Doch so, wie das geistige Leben nicht nur durch jene fortbesteht, die es in die materielle Welt schaffen und tragen, sondern ebensoschr durch jene, die es empfangen, und so wie die Tugenden des Glaubens kaum nur bei jenen wach sind, welche die Kirchenbänke bevölkern, sondern sicher auch bei solchen, über welchen die Sonne Christi nur irgendwann einmal, und wäre es nur für eine einzige Sekunde gewesen, geleuchtet hat, so wie die Dulder in einer für uns unerforschlichen Verrechnung zu den Glücklichen stehen mögen, die Kranken zu den Gesunden, die Opfernden zu den Verschwendern, die Gefangenen zu den Freien – so verhält es sich wohl auch mit der stillen, mächtigen Anwesenheit derer, die allein sind und sich untereinander kein Zeichen zu geben vermögen, gegenüber jenen, deren Leben in Gemeinschaft und Gemeinsamkeit wurzelt.

Man sagt, Gott brauche nur ein einziges Mal an einen Menschen zu denken, dann könne dieser Mensch sein Leben lang nicht mehr aufhören, an Ihn zu denken.

Gott nachzueifern – gäbe es für den Menschen mehr? Deshalb mußte so unzählig vieler gedacht werden, von denen jeder von uns wenigstens ein paar kennt, und habe ich bei dieser ersten Gelegenheit einem jeden sagen wollen: Du bist nicht allein.

II

Wenn vom Alleinsein die Rede ist, – könnte ich den Religionslehrern meiner Kindheit und Jugend etwas übelnehmen, dann wäre es dies: daß sie es nicht verstanden haben, den Gemütern von uns Kindern und Jungen die Geschichte Jesu von Nazareth als etwas so erregend Wirkliches und ganz dicht neben uns und für uns und fort und fort Geschehenes einzupflanzen, wie sie es doch ist und immer sein wird. Grimms Märchen und die Heldensagen hatten für uns damals eigentlich viel höheren Aktualitätswert, und die uns unterrichteten, vermute ich, sahen die Heilsgeschichte der Menschheit wohl auch schon unter einer dicken Patina von goldverbrämter Legendenstimmung. Sie gaben die Botschaft vom Heil wie ein Märchen wieder, kommt es mir vor, und sie hätten es mit der nüchternen Sprache der Gerichtssaal-Berichterstatter tun sollen. Denn das Leben Jesu, das im Prozeß Jesu gipfelt, ist ein Prozeß, der auch für uns heute immer noch nicht zu Ende ist. Jedes Geschlecht der Menschheit erscheint gleichsam vielfältigen Sinnes in der Zeugenbank.

Am Palmsonntag, vom Jubel der Bevölkerung von Jerusalem begrüßt, die ihre Kleider auf seinem Weg ausbreitete und Zweige festlichen Willkommens schwenkte, zog der ins Weichbild seiner letzten Lebensstage, der schon am Freitag danach am Kreuze hing. Entschuldigen Sie, daß ich daran erinnere! Aber der Wirklichkeitsrang der Lebens- und Leidensstage Jesu ist für gar zu viele unter uns so gering geworden, daß man schon das Gefühl hat, man müßte, wenn von etwas sehr Wirklichem wie dem Alleinsein die Rede ist, um Nachsicht bitten, daß man sich auf etwas so Abseitiges, Abgestandenes, halb Märchenhaftes und halb der

aufreizenden Geschwätzigkeit blinden Schwärmertums Überantwortetes bezieht. Und dabei: die überzeugtesten Atheisten werden schwerlich abstreiten wollen, daß sie die sehr wirklich und nachdrücklich genossenen Ruhetage, die in dieser Woche vor ihnen liegen, und die für den christlichen Teil der Menschheit immer noch Gedenk- und Feiertage sind, auch in dieser Zeit eines aufgeklärten Materialismus und der technischen Expansion dem Leben Jesu von Nazareth zu verdanken haben. Es verbindet sie gewissermaßen immer noch etwas mit dem Christentum, und wäre es nur die Muße, die das Christentum ihnen zum Nachdenken über die dunkle, tragische Gesetzlichkeit des Menschenlebens verschafft hat.

So vieles, was das Alleinsein angeht, könnten sie in der Geschichte Jesu vom Palmsonntag bis zum Karfreitag erhellt finden. Denn wer auf dieser Welt wäre mehr allein gewesen als Jesus, der vor zweitausend Jahren unter Jubel und Palmen in Jerusalem einzog und zum vornherein alles wußte, was sich vom Montag bis zum Freitag zutragen sollte, der immer wieder ins Alleinsein verwiesen wurde, weil niemand soviel Kraft hatte, ihm in seinem menschlichen Geschick beizustehen – wie, zum Beispiel, am Donnerstagabend im Garten von Gethsemane – der allein vor seinen Richtern stand, weil alle Jünger ihn im Stiche ließen, und der schließlich, am Kreuze hängend, jene Worte hervorstieß, in denen alle Qual des Alleinseins gegenüber Gott für alle Zeit und Ewigkeit laut geworden ist: «Mein Gott! mein Gott! warum hast du mich verlassen?» – Da aber, in diesem Alleinsein, in diesem Überantwortetwerden an den Schmerz des Alleinseins und der Einsamkeit durch den Vatergott, stan-

den unter dem Kreuz schon ein paar – Menschen: die Mutter, vor allen, und der Lieblingsjünger Johannes...

Das sollte denen, die heute allein sind oder es zu sein meinen, doch eigentlich zu denken geben. Das Gesetz, nach dem es solche Menschen geben muß, die allem Anschein nach dazu geboren werden, daß sie allein sind und bleiben, nimmt sich für manchen einfach als eine unaufheb- bare Lebensstatsache aus. Aber dieses Alleinsein, im Gleichmaß schein- bar ereignislosen Lebens gelebt oder hineingestellt in das Alleinsein mit schweren Entschlüssen, das Alleinsein furchtbarer Entdeckungen an sich selber oder den Nächsten, das Alleinsein in der Lüge oder das Alleinsein in einem müden Lebensüberdruß, – dieses Alleinsein, glaube ich, ist immer ein Alleinsein nach zwei Richtungen hin: einmal zum Mitmenschen, und andererseits zum Übermenschlichen, ja, sprechen wir es ruhig aus, zum Göttlichen hin. Denn nicht einmal Jesus am Kreuz, da er sich von Gott dem Vater verlassen wußte, war ganz allein. Unter seinem Kreuz standen die, die er liebte.

Wie immer die religiösen Erfahrungen eines jeden von uns sein mögen, [wir wollen beileibe keine gar zu großen Worte für unseren stümper- haften Umgang mit der ewigen Macht, die außer uns und in uns regiert, mobilisieren!] eins ist sicher: das Alleinsein unter Menschen hat in der Gesellschaft Gottes einen Freund, wenn die Liebe, die allereinfachste Nächstenliebe mit ein wenig Güte und Großmut, am Leben bleibt. Und alles vorgebliche Alleinsein mit Gott ist vom Übel und ein aufreizendes Mißverständnis, wenn darüber das Gemüt verdorrt, das – so wie die ein- zelnen Zellen in einem Organismus für die Gesamtheit des Lebens wir-

ken – eine natürliche Mitteilsamkeit in sich trägt, die bei der Liebe auch das Opfer in sich schließt. Die großen Frommen, die großen Beter, die großen Entsagenden, die großen Büsser, die großen Helfer der Menschheit haben das Alleinsein ja immer nur gewählt, weil sie eine nur desto innigere und mehr umfassende Vereinigung mit den Menschen im Sinn hatten, – so wie Jesus am Kreuz des Karfreitags, in Einsamkeit und Verlassenheit von Gott, durch seinen Opfertod für alle, die nach dem Tag von Golgatha den Weg der Nachfolge antraten, die Vereinigung der Menschenseele mit ihrem Schöpfer erwirkte.

Du bist nicht allein! läßt sich auch heute sagen, und damit wird kein billiger Trost gestreut, der die Mißgeschickten dieses Lebens zu einem Minimalersatz abfindet. Du bist nicht allein: so lange nicht unter Menschen, als du diese Menschen immer noch ein wenig liebst, wie klar dir im Laufe eines Lebens auch die Augen für ihre Gebrechlichkeit und Allzumenschlichkeit aufgegangen sein mögen. Und du bist nicht allein: so lange nicht Gott gegenüber, als die Liebe derer, in denen du dein Leben innerlich beheimatet hast, unter deinem Kreuze wacht,

Übersetzen Sie diese Bilder ganz ins Heutige und Hiesige, so wie ich es mir vom Religionsunterricht meiner Kindheit und Jugend gewünscht hätte. Da bedeuten sie nicht mehr, [aber auch nicht weniger] als: Du bist nicht allein, wenn du dir selbst das Band der Gemeinschaft erhältst, die Nächstenliebe.

Nächstenliebe aber ist ja nichts als – Gottesliebe mit dem Umweg über den Menschen, und die reicht, zur Ewigkeit hin gesehen, wirklich für ein ganzes Leben als Aufgabe aus.

III

Du bist nicht allein... Wann oder wo, ist heute gar keine Frage. Du bist nicht allein beim Kopfschütteln, hatte ich sagen wollen, wenn du die Zeitungen liest oder Nachrichten hörst und dich kopfschüttelnd wunderst, was das nun heißen oder bedeuten und wohin das führen soll. Du hast vielleicht das Mittagsblatt aufgeschlagen und ungläubig eine halb- oder ganzseitige Anzeige betrachtet, in welcher statt einer neuen Zigarettenmarke oder eines Kühlschranks oder einer Waschmaschine, illustriert von einer flotten Zeichnung oder einer Photomontage, die Flakrakete ‹Bluthund› empfohlen wird, – als ‹Waffe gegen die Gefahren von morgen›, wohlweislich, obschon jeder Mensch weiß, daß sie den Gefahren von heute gilt und sich auf den Tod von heute nachmittag oder morgen früh beziehen kann. Ein Diktator in Südamerika hat viereinhalb Stunden lang zu Tausenden von Leuten geredet, und nicht nur der Strom für Radio und Fernsehen hat gereicht, sondern auch die Geduld der Leute unter der tropischen Sonne; während im grönländischen Eis die Eskimos durch eine viele Meilen breite, menschenleere Zone von den Soldaten der Vereinigten Staaten getrennt werden müssen, die Grönlands Eis, Erde und Menschen verteidigen und mit ihren Unsitten zugleich jetzt schon die althergebrachten Sitten der Eskimos angreifen. Die Hündin ‹Sternchen› in der Sowjetunion bellt nach allen Raumflügeln so, wie Hündchen bellen sollen, oder sie hat Junge bekommen, denen kein Himmelskörper einen vorgeburtlichen Schatten aufs Fell geworfen hat, und die amerikanischen Mondpiloten geben die ersten Interviews über ihre recht ungewissen künftigen Erfahrungen im Weltraum, während die rote Venus-Rakete stumm und verbissen auf ihrer Bahn zu blei-

ben scheint. Und dazwischen weint da und dort im Petit der Vermischten Nachrichten eine süditalienische Muttergottes aus Gips vor andächtig Betenden nicht gips- und nicht gold-, sondern menschenechte Tränen, ein künstlicher Mensch ist in Bologna in einem Glasbehälter, der den beseelten Mutterleib ersetzen soll, beinahe fertig geworden, und die zweihundertsoundsovielte Sitzung einer internationalen Konferenz ist zum zweihundertundsovielten Male ergebnislos abgebrochen worden. Abermals ist die Gefahr eines Atomkrieges gewachsen... aber in flimmernder Monotonie laufen auf Kopenhagens Rathausplatz die Lichtreklamen für empfängnisverhütende Schutzmittel weiter über die Gitter, damit kein Heiliger und kein Mörder geboren werde, den die Kompetenz der menschlichen Absicht nicht desavouieren könnte, während die geheimnisvollen Wundmale des Paters Pio und der Therese von Konnersreuth, der beiden Stigmatisierten, gleichwohl am Karfreitag wieder geblutet haben, die Gnade verleugnet ihre Auserwählten nicht... und übermorgen kann der Hauszins fällig sein, oder Großmutter hat Geburtstag – in deiner Welt, die zugleich aller Welt Welt ist.

Schüttle ruhig den Kopf! Du bist nicht allein. Viele tun es, du siehst sie nur nicht. Denn größer als die Zahl jener, die ein paar neunmalkluger europäische Boulevardblätter und -zeitschriften lesen und eine fortschrittliche Antwort auf alles haben, wobei schlimmstenfalls, wenn auch der allweisen Redaktion einmal der Schnauf ausgegangen ist, der achselzuckende Zynismus einer Redensart wie: «Toller Zirkus!» erhalten muß, – größer als die Zahl jener ist die andere, die sich den «tollen Zirkus» allmählich doch unter dem Dach des alten, heiligen Himmels vergegen-

wärtigt, unter dem seine Tollheit nichts fastnächtlich Berausches hat. Vom Schaudern, das nach Goethes Wort «der Menschheit bestes Teil» sein soll, bis zu jener Verwirrung und Beklemmung, die das Weltgeschehen unserer Tage bei der raschen oder dem Geschehenden gar gleichgeordneten Mitteilungsgeschwindigkeit auslöst, ist ein weiter Weg. Goethe hat den «frommen Schauer» gemeint, mit dem der Menschengeist Geschehendes als Werk und Gleichnis des göttlichen Willens erkennt. Uns aber ist nur die Angst und die Schrecklicheres ahnende Beklommenheit geblieben, denn zur Frommheit reicht es bei vielen nicht, weil in dem Rund des «tollen Zirkus», in welchem das Geschehen kreist, die Achse, die Mitte längst fehlt.

Es stimmt nicht, wenn einer zum Ruhm der neuen Zeit aushilfsweise sagt, so sei das seit Olims Zeiten gewesen. Die Kälber mit zwei Köpfen und sechs Beinen oder der fünfzehnjährige Zaubererlehrling, der Anno 1621 in Straßburg auf loderndem Feuer verbrannt wurde, weil er den Teufel bei Nacht in einem von sechs Katzen gezogenen Wagen habe fahren sehen, hätten für ihre Zeit und deren Menschen genau das bedeutet und ebensoviel bangendes Aufsehen erregt wie heutzutage eine Mondrakete, ein auf Diebsabwege geratener Isotopenbehälter oder ein abgestürztes Flugzeug mit einer Atombombe an Bord, – nur in der Menge, beziehungsweise in der Unmenge dessen, was minütlich hörbar und sichtbar als Geschehenes und Geschehendes auf die Menschheit einströmt, und daß der Maikäferverstand des kleinen Mannes die kühnen Ausbrüche aus dem herkömmlichen Weltbild noch nicht fassen könne, liege das erregend Neue der neuen Zeit.

Nein, das stimmt nicht. Gewiß ist Neues und Bestürzliches zu jeder Zeit geschehen und wird immer weiter geschehen, aber den allermeisten Menschen dieser neuen Zeit fehlen die Leitbilder und die Ordnungsbegriffe, welche das Neue, Bestürzliche unter einem überzeitlichen Aspekt so erfahren und begreifen lassen, daß der Mensch mit seiner Seele nicht zur hilflosen Beute der von dämonischer Klugheit des eigenen Geschlechts entfesselten, schier unbegrenzten Möglichkeiten des Geschehens wird. Das normative Maß der göttlichen Ordnung und Offenbarung, – es war einst dem zweenköpfigen Kalb und dem vermeintlichen Teufelsschüler gegenüber in Geltung; heute aber ist dieses Maß den meisten für nichts von allem dem, was geschieht, geeicht.

Und dieses Chaos in der Außenwelt bedroht die innenweltliche Erfahrung des Menschengeschlechts miteinander und aneinander. Der achselzuckende Fatalismus, die Ohnmacht zum Begreifen und Einordnen, der Verlust der Leitbilder und Ordnungsbegriffe, – alles das trägt Anarchie und Vermassung auf der einen Seite und verdorrnde Gemüter und Einsamkeit auf der anderen Seite in sich. Rufen wir deshalb nach dem Rezept eines Köhler- oder Kinderglaubens, der die Spaltung des Weltbildes schließen oder wenigstens aufhalten könnte?

Nein. Wir glauben nur nicht, daß Gewerkschaften, Tarifkartelle, Fachverbände, Parteien und ihre politisch gelenkten Kulturorgane jene normative Funktion ausüben können, die dem im modernen Staat einerseits unheimlich vermassenden und andererseits mehr und mehr bindungslos isolierten Menschen echte, Gesellschaft bildende Elemente inneren Lebens gewährt. Das Nicht-mehr-einordnen-Können der äußeren Ein-

drucksreize von allem Geschehenden unter ein inneres Gesetz und der Verlust der Erkenntniskraft von dem für die Ewigkeit gleichnishaften Wesen der zeitlichen Sensation verlagern sich allmählich in die Zone des Innermenschlichen, und das hilflose Wundern und Staunen gegenüber dem Zeitgeschehen beim Lesen der Zeitung findet seine Entsprechung in fortschreitender mitmenschlicher Kontaktlosigkeit, die so viele unter uns schon mitten im Trubel zu Einsiedlern gemacht hat.

Und gleichwohl, wenn auch unter bescheideneren Überschriften vermeldet, weil es keine Sensation für den Blick der Massen mehr ist, passiert neben dem erregend Heillosen und Unheimlichen in der Zeit, das manchen schauernd ahnen läßt, wie spät in der Geschichte wir's haben, auch immer noch das Gute, das Heilige, das Menschliche unter dem Mantel Gottes und umgekehrt, als Gleichnis gewissermaßen. Auch der Aberwitz der Wundersüchtigen findet Platz darunter, und das Geheimnis der Stigmatisierten, das der aufklärerischen psychiatrischen Theorien immer noch so spottet wie das Schweigen der unendlichen Räume jenseits dieses Sterns aller Raketen, die gegen sie abgeschossen werden, ohne sie je erreichen zu können.

Das Spektakuläre ist der Vordergrund. Der Hintergrund mit seiner zeitlosen Dekoration wird immer wieder, trotz allem Gedränge an der Rampe, erkennbar, und vor diesem Hintergrund spielt sich alles wahrhaft Menschliche ab, dem kein Mensch ganz zu entrinnen vermag. Jedes Zeitalter spiegelt sich in seinen Nachrichten, aber den Menschen, die in den Zeitaltern lebten und sich in Hast und Drangsal und Rätselhaftigkeit des Geschehenden einsam fühlten, ist es immer überlassen gewesen,

die Ewigkeit hinter der Zeit anzurufen und sie um Antwort zu bitten, wie das scheinbar Unerklärliche zu erklären, das Beängstigende zu befrieden, das Bestürzliche mit Gemach zu ertragen sei. Sie haben nur immer selbst rufen und um Antwort bitten müssen, denn die Ewigkeit gibt keine Zeitungen in Massenaufgaben heraus, alles ist und bleibt im Religiösen letztlich persönliche Mitteilung; aber nicht selten sprach Gott und spricht Gott zum ratlos kopfschüttelnden Menschen – durch seine Mitmenschen.

IV

Es sind fünfunddreißig, ja noch mehr Jahre her, – ich lebte damals als ganz junger Mensch auf einer kleinen dänischen Ostsee-Insel –, da sah ich, meine ich, in meinem Leben den ersten geschiedenen Menschen. Es war ein Sohn unseres alten Inselarztes. ‹Frisch geschieden›, wie man so sagt, kam er zum Weihnachtsfest zu seinem alten Vater, um in der Zeit, da jeder Mensch anfällig für allerlei mißliche Nachdenklichkeiten ist, nicht ganz allein zu sein, wie der alte Arzt uns erklärte. Ein paar äußerlich unbeschwerte Festtage lebte der Sohn bei uns und mit uns – und doch eigentlich nichts von beidem. Er siechte zwischen uns dahin, die Aura der Verlassenheit wich nicht von ihm. Er war still, sehr in sich gekehrt, mir machte er tiefen Eindruck. Nach dem Fest, das er nicht allein hatte verbringen sollen, fuhr er wieder davon in die Hauptstadt, – ich glaube, aus einem Alleinsein ins andere. Mich verfolgten noch lange sein trüber, suchender, erwartungsvoller Blick und die Wehmut, die um ihn gehangen hatte, – ein unerklärliches Etwas, das Fragen gestellt hatte nach dem anderen Menschen, von dem er sich geschieden hatte oder von dem er geschieden war oder geschieden worden war.

Wenige Monate später wurde ich damals der neuen Frau eines berühmten Schauspielers vorgestellt, und der nicht mehr junge Ehegatte verkündete der Gesellschaft mit pathetischem Besitzerstolz, sie sei seine vierte. Die drei früheren, von denen er sich längst hatte scheiden lassen, fügte er später im Vertrauen erklärend hinzu, wären nur ein Irrtum gewesen und ‹so etwas wie ein Mistbeet› für sein Glück mit dieser vierten. Ich gebe zu: das ist eine aufreizende und ganz abscheuliche Geschichte, nicht nur der geschmacklosen Annonce des vierten Eheglücks wegen,

sondern ebenso sehr, weil drei verlassene Frauen nicht ihr – gewiß gewichtiges – Wort mitsprechen konnten. Aber zwischen den beiden Extremen, welche diese beiden Erinnerungen vertreten, breitet sich der ganze Dschungel der Irrungen und Wirrungen zwischen Menschen aus, dehnen sich für beide Teile oder [leider] nur für den einen die Wüsten der Herzensverhärtung und Verbitterung, laufen die grauen, schier endlosen Straßen kummervoller Resignation, ruhmloser Geduld und liegt irgendwo auch das Niemandsland freudlosen Alltags, das nach der langen Marter eines zwiespältigen Für und Wider und nach dem zermürbenden Kampf zwischen Herz und Vernunft zu erreichen, eben doch schon so etwas wie eine Oase bedeutet.

Meine Generation hat ziemlich alt werden müssen, bis sie einen geschiedenen Menschen erlebte, jedenfalls älter als zehn Jahre. Die Jüngeren heute brauchen nicht so lange zu warten. Das früher Seltene ist, wie alle Seelsorger, Ärzte, Soziologen und andere Wächter der menschlichen Gemeinschaft und Gesellschaft warnend hervorheben, von geradezu bestürzender Häufigkeit geworden. Der Menschheit scheint irgendein ehenotwendiges Ferment abhanden gekommen zu sein, die Ehen halten nicht mehr, – ob es nun daran liegt, daß ihre Unauflöslichkeit gar nicht mehr zum vornherein anerkannt wird, oder daß die Menschen nicht mehr die Kraft haben, sie zu halten und über Trennendes und Gefährdendes hinweg immer wieder innerlich zu erneuern. Und jeder Tag, der schuldhaft und schuldlos Geschiedene oder – mindestens – Getrennte aus den Gerichtsschranken entläßt, schickt auch immer neue Menschen in ein mindestens zunächst ganz ungewohntes schweres Alleinsein, ... von

den Kindern zu schweigen, die nebenher irren und von denen so manches sich später im Leben einmal vor seinen Richtern auf dieses unglückliche Alleinsein nach der Scheidung der Eltern beziehen wird. Es braucht einer nur ein paar Statistiken zu befragen, um zu erfahren, wieviel Tausende es Jahr für Jahr sind, die aus der innigsten Gemeinschaft, welche die Schöpfungsordnung kennt, in die widernatürlichste Form des Alleinseins treten. Und zieht er ein paar andere Statistiken zu Rate, die aus Ländern stammen, welche den letzten großen Krieg am lebendigen Leibe ihres Volkstums erlitten haben, und erwägt er die grauenhaft hohe Zahl der Witwen und Waisen und aller Verlassenen, welche das in seiner Furchtbarkeit so abwechslungsreiche wie monotone Instrumentarium des modernen Vernichtungswesens in ein <hinterbliebenes> Leben allein verwiesen hat, dann stellt er mit um so tieferem Schrecken fest, daß die Lust am Überdruß unter Menschen als ein unauffälliger, beinahe unmerklicher Krieg in gerade jenen Ländern mordet, die vom großen Völkerkrieg und der Massenausrottung in Konzentrationslagern verschont geblieben sind. Die Zerstörung der menschlichen Gemeinschaft in der Ehe, die einmal durch äußere Gewalt eintreten kann, wird ein andermal durch lautlosen inneren Zerfall bewirkt und dann schließlich nur noch administrativ legitimiert. Und der, von dem es schon im Ersten Buch Mose heißt, daß «es nicht gut sei, wenn er allein ist», wurde und wird tagtäglich bei ungestörtem äußerem Frieden und Wohlstand im inneren Unfrieden des Überdresses aneinander und der Zerwürfnisse miteinander – allein.

Jede geschiedene Ehe aber entläßt einen schwächeren Teil ins Allein-

sein, nach Schuld oder Schuldlosigkeit wollen wir gar nicht fragen. Und jede Ehe hat, bevor sie vor die Schranken ihrer Scheidungsrichter tritt, einmal mit den höchsten Hoffnungen und Erfüllungen angefangen! Wehe den Leuten, die aus Himmel und Hölle und allem, was sich zwischen zwei Menschen zutragen kann, nichts als ein moraltheologisches Einmaleins zu machen versuchen. Sie sind noch ärger als jene, die an offenen Gräbern Gemeinplätze reden. Aber die aus enttäuschten und geschiedenen Ehen in ein Leben allein hinüberwechseln, das häufig keinen Sinn mehr zu finden vermag, machen es sich auch gar zu einfach, wenn sie meinen, die Probleme, an denen ihr Schicksal in der Gemeinschaft zerbrochen ist, seien einmalig schwer gewesen. Unsere Großmütter und Großväter und unsere Eltern haben das alles auch schon gekannt, die Irrungen und Wirrungen des Menschengeschlechts tragen im Grunde zeitlose Gewänder, und nur die Geduld war größer, die Bereitschaft: Leid aneinander und durcheinander als gottgewolltes Schicksal auf sich zu nehmen, und... das ungeschriebene Gesetz der Sitte, das aus dem geschriebenen des Glaubens folgte, stand in Achtung.

Daß ein jeder, der bitteres Leid und Unrecht in seiner Ehe erfahren muß, bis daß sie geschieden wird, der Meinung ist, nie vorher habe jemand ähnliches erfahren müssen, beruht ja nicht darauf, daß dem wirklich und objektiv so ist, sondern daß jede Menschenseele, ob sie nun bewußt will oder nicht, ihr Schicksal mit mehr als nur mit einem Menschen aufnimmt, den sie sich einmal als Gefährten erwählte. Unbewußt für den Einzelnen vollzieht jede selbstzerstörerische menschliche Erfahrung in der Ehe sich gegen eine elementare Schöpfungsordnung und ein höhe-

res als nur menschliches Gesetz, das nur da als bedeutungslos abgetan werden darf, wo der Mensch nicht mehr wert ist als seine Leistung und sein Lohnbuch. Die Einsicht darein aber ist heute selten geworden, und deshalb fühlen sich so viele allein, die es nicht brauchten. Es gibt eine Grundtragik des Menschenloses, die unlösbar ist, und es gibt genug tragische Konflikte, die jener Unlösbarkeit sehr, sehr nahe kommen. Die Feuerwehr für den Brand eines Unglücks, das über Ehen hereinbrechen kann und so etwas wie den Rang einer göttlichen Heimsuchung hat, ist unter Menschen noch nicht erfunden. Hiob ist und bleibt unsterblich bis zum letzten Tag der Welt. Und noch selten ist wärmende Sonne über den erkalteten Ruinen eines menschlichen Loses durch selbstlose Liebe von Mitmenschen aufgegangen. Aber keine geschiedene Ehe muß im beziehungslosen Alleinsein enden, oder in jener fadenscheinigen «splendid isolation», auf die viele Geschiedene heute stolz zu sein scheinen und deren seelische und geistige anspruchslosigkeit sie häufig mit desto größerem egoistischem Aufwand für sich selbst und ihren Bedarf an materiellen Genüssen jedweder Art zu verbrämen versuchen. Wer nach dem Verlust jener heilig-uranfänglichen Gemeinschaft, welche die Schöpfungsordnung – dem einen als Sakrament, dem anderen als göttliche Stiftung – eingesetzt hat, in Jahren menschlicher Kraft und menschlichen Wirkungsvermögens gar keinen Weg mehr zum Nächsten findet, ruft selber dem Verdacht, er habe auch ehemals in der Ehe nur an sich selber gedacht.

Die Geschichte der Menschlichkeit und der Werke der Barmherzigkeit auf dieser Welt wie die Geschichte des Geistes und seiner Diener, ist

voll von den Gestalten derer, welche die Kraft besaßen, ihr Los, das sie scheinbar zum Alleinsein verdammt, in eine neue Gemeinschaft zu verwandeln, – und wäre es nur die Gemeinschaft im kleinsten Kreis alltäglicher, scheinbar unbemerkter Wirklichkeit gewesen, soweit die Ausstrahlung und das Wirkungsvermögen eines beherzten, liebevollen Menschen ohne jedwede organisatorische Zutat reichen. Wenn irgendwo, dann ist das in den Gefangenschaften und Flüchtlingsbaracken unserer unseligen Jahrzehnte unter Beweis gestellt worden.

Jedem Lebensalter des Menschen sind in gewissem Sinn bestimmte, ausgeprägte Formen des Alleinseins und der Gemeinschaft zugeordnet. Ein jeder Bruch oder selbstgewollte Ausbruch aus diesen Formen vor der Zeit, da die Verwandlung in eine neue Form nach dem Gesetz unserer Natur von selber eintritt, kann nicht einfach in einem gestaltlosen Hohlraum enden, denn jede Lebensstufe bleibt – nach unten wie nach oben – einem Weg zugeordnet, und jedwede Lebensform trägt in sich die Verwandlung zu einem Leben selbstloserer Beziehung zum Nächsten. In Einem den Vielen erhalten zu bleiben, ist Gesetz einer jeden Ehe. In Vielen den versagten Einen zu suchen und zu lieben, ist eine Kraft des Herzens, die schon so viele Gestalten, – Menschen von heute wie Menschen der Geschichte von ehemals – groß gemacht hat, ihren Lebenslauf wieder glücklich, ihren Namen geehrt und ihr Gedächtnis gesegnet. Unsere Opfer auf der leidvollen Soll-Seite im Hauptbuch des Lebens erscheinen auf der Haben-Seite aber nur, wenn wir selber ihnen den Wert verleihen, den allein ein tätiges Herz geben kann.

V

Die ich heute meine, sind allein und werden allein sein und bleiben; das Alleinsein ist so etwas wie ein Gesetz, das ihrem Wesen innewohnt und ihr Leben regiert, und ich gebe zu: nur dadurch, daß man die gedankenlosen Sinne ihrer Mitmenschen dafür empfänglich zu machen und ihre so vieles – und meistens gerade das Unauffällige, Stille, Nicht-Effektvolle – übersehenden Augen für sie zu öffnen versucht, – nur dadurch kann es am Ende nicht ein falscher, billiger Trostpredigtspruch sein, wenn ich sage: Du bist nicht allein! – Du bist aber nur deshalb nicht allein, muß hinzugefügt werden, weil ein anderer um dein Alleinsein weiß, oder weil viele darum wissen. Wo es nicht gewußt wird, oder: wo du nicht gewußt wirst, da bist und bleibst du allein.

Ich spreche von den meisten unter uns, die allein sind, von den ganz Unauffälligen, für gewöhnlich durch nichts vom Schicksal Gezeichneten, von der grauen Heerschar unserer menschlichen Mitbrüder und Mitschwestern, die kein Zeichen haben, an dem sie einander erkennen könnten, und ebensowenig ein Zeichen, sich anderen mitzuteilen, so oft sie's auch wollten: von den unzählig vielen, die einfach nicht zu beschreiben sind, weil sie äußerlich gar keinen Typ darstellen, den man schildern könnte; die nicht anders sprechen als du und ich und jeder andere, die den Löffel in der Rechten halten, Messer und Gabel so führen, wie es Sitte und Brauch ist, alles, alles so tun wie jeder andere auch und... Ja, warum ist von ihnen überhaupt die Rede? Warum sollten sie denn da anders und besonders sein?

Weil eben eine seltsame Aura sie umgibt, die sich vielleicht nicht jedermann mitteilt, die aber unlegbar da ist für die meisten: eine Aura des

Schweigens, der Stille, der Abgeschlossenheit, des Nicht-mit-Enthalten-seins im Gewimmel, und wenn sie scheinbar auch bis zum Hals hinauf darin stehen; eine Aura der inneren Beziehungslosigkeit zu allem, auch wo sie bemüht und am geselligsten scheinen; eine Aura des Schweigens, auch wo sie reden, weil irgendeine tiefere innere Stummheit einfach nicht von ihnen weicht. Erhascht man bisweilen einen Blick von ihnen, wenn sie sich gänzlich unbeobachtet wähnen, so ist es ein Blick, der allem so eigentümlich nachsieht... wie es sich entfernt, entfernt, verschwindet. Und der Blick kehrt in die Augen zurück, als hätte er eben etwas auf die Reise begleitet, womit er nicht zusammenbleiben dürfe, und ist wieder allein, wie er's vorher war, und scheint die Augen selbst etwas tiefer in die Höhlen zu ziehen als bei anderen Menschen.

Kennen wir diese Menschen nicht alle? Hat nicht jeder von uns mindestens ein paar in seinem Leben kennengelernt, verloren, wieder andere gefunden? Ach ja, man braucht kein Psychologe zu sein, um sie zu finden. Gehören sie, grob gesagt, zu den <Glücklichen> oder zu den <Unglücklichen>? Weder – noch, würde ich sagen. Aber... aber irgendein geheimer Kummer scheint bisweilen im Schmelz ihrer Augen aufzuleuchten, ein Kummer, daß sie nicht so sind wie andere, daß sie nie ganz dabeisein dürfen und – mitten im Geschehen – dem Geschehenden gleichsam immer nur nachblicken können, sie mögen es auch doppelt und dreifach lauter treiben als andere. Sie haben Distanz zu Menschen und Dingen, Distanz zu allem, sogar zu sich selbst, den sie nicht vergessen zu können scheinen, – nicht aus intellektueller oder sonstwie gearteter Überlegenheit, sondern... Sondern weil das alles sie nicht so erfaßt wie andere. Die Psycho-

logie mag von «kontaktarmen Persönlichkeiten» sprechen, aber das sagt alles und nichts. Sie sind kein Lehrstoff für Psychologen, sie sind Menschen wie du und ich und wie der Psychologe selbst, von dem man meistens noch viel mehr behaupten könnte als von denen, die er psychologisiert und rubriziert. Denn alle diese Menschen, so allein sie sind, sind nicht «unsoziale» Wesen. Im Gegenteil, sie sind sozial, mitten unter uns, tätig, wirksam, enthalten sich keines Umgangs, verwehren äußerlich keinen Kontakt, sind bisweilen verheiratet, zahlen in jedem Fall Steuern, achten die Gesetze, und alles, alles, das ganze kleine Leben in der Eßlöffelportion, die wir normalerweise verabfolgt bekommen, ist im Fluß... Nur sind sie letzten Endes in ihrem eigenen Leben ein Körnchen, das sich nie ganz auflösen läßt.

Natürlich gibt es manche unter ihnen, die das Leben, [beziehungsweise alles, was das Leben ihnen genommen hat], hat vereinsamen lassen und die mit Abstand zu den Lebenden kommen und bleiben. Andere mag eine leibliche Schwäche aus dem innersten Kreis des Geschehens rücken: daß sie nicht so sehr gut hören oder sehen. Der Mangel in den Sinneswahrnehmungen schafft häufig, aber längst nicht immer, Distanz, wenn nicht Mißtrauen gar. Aber dieses sind die Ausnahmen von der Regel, die Zählbaren gegen jene Zahllosen, von denen kein äußerer Grund angegeben werden kann, der triftig anmutet.

Was ist das? Wer sind sie? Denn: sie sind da! – Aber waren sie auch immer da?

Unsere Wahrnehmung richtet sich im Laufe eines Menschenlebens unmittelbar immer nur auf die Generationen der mit uns Lebenden. Wer

Fünzig ist, ist in der Regel schon für die Welt des Vaters und der Mutter auf überkommene Berichte, Briefe, die Geschichtsschreibung oder die Literatur angewiesen. Sie sind zum großen Teil in diesem Betracht wertlos. Denn wie ein Mensch sich überliefert oder was von ihm überliefert wird, kann begreiflicherweise durch das Medium der Überlieferung und den Zweck der Überlieferung in die Irre führen. Die schöne Literatur enthält bessere Beispiele vergangener Geschlechter, sie hat die Zeugeschaft reiner und selbstloser bewahrt, – vielleicht auch, weil Dichter im Grunde immer noch wahrer und wirklicher sehen als Psychologen und Anthropologen. Wir wollen wissen, wie der Lebendige auf die mit ihm Lebenden gewirkt hat. Den unauflöslich allein Bleibenden kann einer da in den Geschlechtern, die Theodor Fontanes oder Joseph Conrads Romane bevölkern, am reinsten begegnen. Vielleicht sind diese beiden Dichter Tragiker der Einsamkeit vor allen, – aber nicht in großen Helden, die Geschichte machen, sondern nur im namenlosen Jedermann, von dem die Nachwelt hinterher ein paar Geschichten erzählt –, und ich erwähne gerade sie nur, weil es Lieblingsdichter von mir sind.

Ja, sie waren immer da. Zum mindesten in der Welt unserer Väter und Großväter und noch weiter zurück. Daß wir heute mit ihnen leben, ist keine Besonderheit dieses unseres Lebens in unserer an Neuem sonst recht wohlbestellten Zeit. Und natürlich müssen wir zu den Begründungen in Schwächen der Sinneswahrnehmung, die Abstand zwischen Menschen schaffen, noch hinzufügen, daß heute viel mehr Menschen von weit, weit her zu uns kommen und im Letzten und Eigentlichen innerlich – niemals anlangen; ich meine die Heimatlosen und Vertriebenen,

die Flüchtlinge und die einmal zum Tod Verurteilten, denen das durch irgendeinen Umstand erhalten gebliebene Leben ja nie mehr das werden kann, was es vorher war... Nein, alle diese von einem äußern Schicksal innerlich Gezeichneten nehme ich aus. Ich meine die anderen, die nie dem Leben und den Wirren der kriegerischen Welt haben eine Wange hinzuhalten brauchen, und die dennoch allein sind.

Ja, ist nicht jeder im Grunde genommen allein? höre ich fragen. Empfindet nicht jeder von uns – und nicht nur in großer Trauer, sondern merkwürdigerweise auch in ganz großer Freude –, daß alles im Leben letztlich unteilbar ist, und man selber damit auch?

Weiß Gott! je älter einer wird, desto mehr merkt er, wie wenig teilbar ist, wie sehr alles ins Alleinsein weist. Dieses alles aber, ich betone es, erfahren jene, die ich meine, ja auch; – auch noch dazu, richtiger gesagt. Ich weiß nicht, ob sie es dadurch noch schwerer haben als andere, weil sie gewissermaßen doppelt tragen müssen. Ich weiß nur, daß der Abstand zwischen ihnen und der Welt noch weiter wird als bei anderen, die Stille zwischen dem eigenen Wesen und der Welt tiefer, die Möglichkeit der Mitteilung noch ein wenig geringer, vielleicht – nur vielleicht – auch das Verlangen danach. Aber: sie bleiben gleich <tüchtig>, verwendungsfähig in den Augen der Umgebung, sozial im Sinne der Gesellschaftslehre. Sie sind da, kein Sandkorn im Getriebe der Funktionen, oh nein!, sie sind <funktionstauglich>, aber <kontaktarm>; ihre Menschlichkeit <funktioniert> zu einem Teil, der die Funktion des Ganzen keineswegs stört, nicht mit, und das Getriebe treibt alles an ihnen, – nur nicht das, was ihr Alleinsein ausmacht und bleibt.

Sie erregen kein Mitleid, denn sie haben ja nichts, was sie im Sinne der Allgemeinheit ‹bedauernswert› macht. Selber können sie recht wohl ihr Mitleid zum Ausdruck bringen, genau so glaub- oder unglaubwürdig wie andere Leute, eher –nach meiner Erfahrung– behutsamer als andere, aber dafür häufig auch so, als würde fremdes Leid ihnen nie ganz wirklich, weil vielleicht die anderen Menschen ihnen im Grunde genommen ein ganz klein wenig unwirklich bleiben, und nicht selten laden sie, weil sich ihnen eine eigentümliche Scheu und Schamhaftigkeit verbindet, das Odium auf sich, ‹herzlos› zu sein...

Sind solche Menschen nicht Egoisten, könnte einer fragen, oder Menschen, die man recht wohl ‹Gefangene ihres Ichs› nennen darf? Und ihr Blick, der allem so eigentümlich nachsehende Blick, – wandert der nicht aus dem Gitterfenster ihrer Seelenzelle, in der sie eingeschlossen sind oder in die sie sich selbst eingeschlossen haben, und ist ihr Schweigen und die Stille um sie nicht ganz einfach das Schweigen um ihre Gefangenschaft? Fehlt ihnen nicht einfach die Freude des Sich-opfern-Könnens, das Von-Herzen-Teilnehmen und nicht nur jenes konventioneller Art? Ein wenig *Liebe* für andere als sich selber?

Keineswegs. Über die ‹Gefangenschaft in sich selbst› läßt sich reden, nicht aber über die Liebe. Solche Menschen können ungemein opferfreudig, ja wahrhaft auf-opfernd sein, und was bedeutet Aufopferung anderes als: Sich-selber-zum-Opfer-Bringen, – wozu es wirklich Liebe braucht!

Nein, nein, es gibt keine gängige und keine extravagante moralische Kategorie, nach der man sie verlästern könnte. Ihr Alleinsein und -blei-

ben ist weder ein Gebrechen noch ein Laster. Sie sind – so wie wir alle sind, aber sie sind in einer ganz besonderen, viel innerlicheren, zarteren, leiseren, geduldigeren, treueren Art und Weise auf uns angewiesen. Sollen sie schon ‹Gefangene ihres Ichs› sein, – man muß ihre Zellen aufsuchen, man muß ihrem Blick begegnen, wenn sie hinausschauen, man muß da sein für sie... wo immer sie einen brauchen.

Fürbitten heißt nicht nur: jemandem etwas zuwünschen, das wäre eine profitfreudige Deutung. Wir leben zu einem guten Stück nur insoweit, wie wir von anderen Menschen gewußt werden. Und *wie* wir da gewußt werden, ist – ohne daß man's zu erklären vermöchte – sehr bedeutungsvoll für uns. Es ist eine Hilfe und ein Segen für den, von dem ich gesprochen habe, wenn er in seinem unabänderlichen So-Sein sich sagen kann, schüchtern wird er's tun, bin ich gewiß: Du bist nicht allein...

VI

Über das vorletzte Alleinsein des Menschen haben jene Auskunft gegeben, die aus dem Rachen des Todes noch einmal ins Leben unter den Lebendigen zurückgekehrt sind. Aber wie viele sind das! Und wie viele von denen haben reden mögen! Und was ist doch ‹der Rachen des Todes› für eine unverlässliche, romantisch-poetische Lizenz!

Wo wäre absolutes, letztes Alleinsein? Im Sterben? Oder im Gestorbensein? Darüber ist keine Auskunft zu erhalten und keine zu geben. Ein Pessimist ist versucht zu meinen, in der quicklebendigen Welt der Dahinlebenden sei die Möglichkeit, allein zu sein oder sich allein zu fühlen, viel größer als in der Heerschar der Toten. Der aufgeklärte Materialist wird mit dem Zahlen- und Vergleichsmaterial der Verhaltens-Psychologie aufwarten, der Marxist endlich wird in Bausch und Bogen behaupten, der bloße Wunsch nach Alleinsein oder das Gefühl des Alleinseins verrate gesellschafts-, also staatsfeindliche Gesinnung, die vor den Richter oder ins Kollektiv der ideologischen Umerziehung gehöre, – dem Christen stellt die Frage sich wieder ganz anders, und er denkt an das Beispiel eines Mannes, der nicht durch seine Expeditionen in den unsichtbaren, unendlichen Räumen der menschlichen Seele berühmt geworden ist, sondern durch seine Forschungsreisen im ewigen Eis dieser nach Längen- und Breitengraden fleißig vermessenen irdischen Welt: des amerikanischen Forschers Richard Byrd.

Versuchsweise, das muß man hervorheben, war Commander Byrd es für die spätere Durchführung seiner Südpolexpeditionen darum zu tun, die innere und äußere Verhaltensweise eines Menschen bei völliger Isolation in Eis und Schnee unter schwersten klimatischen Bedingungen zu

erforschen, um nach diesen Probeerfahrungen für den Ernstfall rüsten zu können. Er ließ sich selbst in eine aus Eisblöcken geschichtete winzige Höhle einschließen, – eine Hütte von jener Größe und Beschaffenheit und mit jener Ausrüstung, wie sie etwa bei einer späteren Überwinterung im Inlandeis einen jeden Expeditionsteilnehmer beherbergen konnte, der vom Gros der Expedition abgeschnitten worden war. Hier begann er im Alleinsein Tagebuch zu führen.

Byrd war um diese Zeit ein Mann, der schon ein erfolgreiches Leben hinter sich hatte: als Soldat, als Forscher, als Mann der Wissenschaft und der großen und größten Öffentlichkeit seiner Heimat. Er war so etwas wie ein Idol. Und dieses alles mußte Platz haben in der dämmrigen Enge seines selbstgewählten Iglus nach Eskimo-Art, zwischen Ausrüstungsgegenständen und Meßapparaten, – diese ganze sichtbare und unsichtbare Welt, Gegenwart und Vergangenheit... große Vergangenheit, mit Goldbordüren und Sternen und Orden, Tag um Tag, Nacht um Nacht, ob draußen Schneestürme jagten oder der Eisnadelwind das Mondlicht in Regenbogenfarben aufglänzen ließ.

Um es kurz zu machen: Dieser Mensch erlebte, wie allmählich alles von ihm abfiel, alles: die ganze große Welt, aus der er gekommen war, die ganze berühmte Vergangenheit, die seine Leistungen trugen, alles. Es war die radikalste Entkleidung, die er je erlebt, eine völlige Entäußerung – oder Entäußerlichung – bis auf den Kern der Person: das kleine Ich zwischen vier nackten, allein durch die Wärme seines Daseins im Eis feucht-gleißenden Wänden. Totale Einsamkeit, innen und außen, hätte man meinen sollen. – Hätte, ja, aber sehr bald spürbar, und da auch

gleich dem Tagebuch anvertraut, das unbeirrbares Gefühl: DU BIST NICHT ALLEIN!

Wer von Commander Byrd nicht mehr weiß als nur diese Geschichte, der weiß, daß Byrd ein Christ war und ist. Ein Christ ist nicht allein, er mag es merken oder nicht, aber er ist nicht allein. Seit der finstersten Nacht aller Nächte am Ölberg kann er nicht mehr ganz allein sein, denn soviel Alleinsein wie damals reicht stellvertretend für eine ganze Menschheit und jene in ihr, die sich allein fühlen, aus. – Byrd wurde seine Eishütte damals nicht zu eng, obschon er nicht mehr allein war. Seine ganze Vergangenheit war ein Schemen gewesen, der wie Rauch verflatterte; die Gegenwart mit ihm war DER ANDERE, der, mit dem er nicht mehr allein war, und dessen Gesellschaft zugleich seine Freude und sein Gericht war, in jedem Falle immer das Maß und die Zuversicht.

Natürlich wird es aufgeklärte Geister geben, die auch dieses Gefühl des Commanders Byrd: Du bist nicht allein! schon den Ergebnissen seiner Studien zur Erforschung der Verhaltensweise von Menschen unter maximalen physischen und psychischen Belastungen zurechnen werden. Man soll und darf sie daran nicht hindern. Sicher ist ein Teil ihrer Behauptungen wahr. Nur war Byrd vorher ein Christ und ist hinterher ein Christ geblieben; man kann also nicht abschätzig in Veranschlagung bringen, daß er in seinem Iglu so etwas wie «Reue unter dem Galgen» verspürt oder dort sich nur dem Hirngespinnst des Gefühls, er sei nicht allein, hingegeben habe. Er hat nicht die Vision gehabt, die manchen Atheisten nach monatelanger Haft in der Einzelzelle bisweilen halb um den Verstand brachte, wenn er mit einemmal die Gestalt des Gekreuzigten aus der

nackten Zellenwand treten sah; er hatte wohl das Gefühl: du bist nicht allein! in jener Reinheit und zwingenden Macht, welche die Heilige Schrift und alle aszetische Literatur der Empfängnisbereitschaft des menschlichen Geistes nachrühmen, wenn alles Überflüssige, Hemmende, die Verbindung zwischen Mensch und Gott Störende, durch Fasten und Beten und Enthaltbarkeit von der Welt weggefallen ist. Wer von uns möchte sich da nicht von Zeit zu Zeit solch einen Iglu seines Glaubens wünschen!

Aber die Räume, groß oder klein, machen es nicht, und nicht die Schrecken, die, wie bei Commander Byrd die Urmächte der antarktischen Wildnis, ringsumher tosen!

In einem Wandschrank voller Kleider, die Stimme auch zwischen den an zwei Stangen rechts und links dicht hängenden Mänteln und Anzügen zu einem Flüstern gedämpft, mit angstverzerrtem Gesicht, die Stirne von Schweißtropfen besät, vertraute vor mehr als zwanzig Jahren ein Mann mir an, er sei sonst nirgends mehr allein als – hier. Die Wände draußen, die Bilder, die Lampen, das Telephon, – alles, alles, oben und unten, lausche, und von überallher blicke es in sein argloses, schuldloses Leben hinein. Nur hier, nur hier... Dies war ein Ort, den die Heim-suchung übersehen hatte.

Seitdem habe ich erfahren, daß dieser Mann schwerlich eins von den Kleidungsstücken, zwischen denen er mir flüsternd sein Nicht-allein-Sein anvertraut, später noch getragen hat. Er starb wohl in den Kleidern, die er damals auf dem Leibe trug, und die, die ihn mordeten, verbargen den Schrecken, den ihre anonyme Macht einflößte, hinter jenen vier Buch-

staben, die damals eine ganze Welt fürchten und verabscheuen lernte: NKWD.

Selten oder nie in meinem Leben habe ich einen Menschen getroffen, der sich so schreckensvoll wenig allein wähnte, ja, der unvorstellbare Qualen darunter litt, wie *es* überall lauschte und spähte und spürte, – diesen Menschen, den jeder Quadratcentimeter der Tapete anstarrte, und der den Atem anhielt, weil der Sabotage und Verbrechen hauchen könnte, die er doch gar nicht begehen wollte, – vor unsichtbaren Mikrofonen, welche Allgegenwart bedeuteten, und nicht nur für Gestalt und Wort, sondern schon für die Gedanken und das Gewissen... Mit diesem unheimlichen <Es> war er allein in qualvoller, nie weichender Gesellschaft. Nicht der große ER, den Commander Byrd fühlte, war zugegen, nein: lauernd und peinigend war <es> gegenwärtig. Und er war allein damit, bitter allein, und noch mehr allein, wenn das überhaupt möglich war, mußte ich ihn nach der geflüsterten Einweihung im Kleiderschrank zurücklassen.

So allein, vom Terror gefoltet, von der Angst gejagt, vom Selbstbewußtsein verlassen, [denn er war nicht das, was man einen mutigen, gefaßten Menschen hätte nennen können], – nichts als ein armes Häuflein Elend, ist er dann gestorben: allein, allein, allein, kann man sagen, – und... doch nicht allein. Denn die aller, –allermeisten von uns stürben und sterben unter ähnlichen Umständen auch nicht anders. Du bist nicht allein! kann ich selbst diesem Hingemordeten der baltischen Résistance vor mehr als zwanzig Jahren sagen.

Aber begreifen Sie, wie furchtbar es ist, daß solch ein – guter – Mensch

allein, dermaßen allein ist? Und Welch ein Glück Sie alle bei sich tragen, denen zur Seite zu sein, [daß sie nicht allein seien], die Sie erreichen können, von denen Sie niemand zu scheiden vermag? Denn ich sage Ihnen: für dieses grauenvolle Alleinsein vor dem Tod in Unfreiheit und Schrecken und Einsamkeit ist das Alleinsein am Ölberg stellvertretend aufgeopfert worden, – nicht für die Bequemlichkeiten der an ihren Nächsten und Mitmenschen ‹uninteressierten› Zeitgenossen!

Und Sie merken, liebe Leser, bei diesen Beispielen: ich habe mit allem, was ich in sechs Folgen über das Alleinsein und das Nicht-allein-Sein sagte, keinen billigen Trost unter die Leute bringen wollen. Ich habe nur gewollt, daß man beides ernst nimmt, sehr ernst: das Alleinsein und die, die allein sind, und das Nicht-allein-Sein und jene, die sich dessen echt erfreuen können. Unaufhörlich hat die Bedeutung dieser seltsamen, wahrhaft magischen Worte: DU BIST NICHT ALLEIN! sich gewandelt, unaufhörlich wechselte der Adressat. Das einzige, was ganz unwandelbar feststeht, ist die Verantwortung, die wir Menschen alle füreinander tragen und für deren Reichweite keine wie auch immer organisierte, mechanische Haftpflicht ausreicht. Keiner von uns Menschen kann mehr nur für sich allein leben, aber wir alle können auch nicht mehr für uns allein sterben. Wir werden füreinander verloren und füreinander gefunden. Wer oder was aber sammelt uns?

Das Band der Nächstenliebe, wie unsere Altvordern es noch achten und üben lernten, ist zerrissen, geben wir uns keinen Täuschungen hin. Die Solidarität ist nach Ständen, Klassen, Parteien, Ideologien mager und mißgünstig beschränkt, und in vielen Ländern ist ihr die Feuerprobe

erspart geblieben, so daß wir nicht einmal wissen, wieviel geübtes Werk ihre rhetorisch eifrige Verkündigung verbürgt. Was aber bleibt?

Es bleibt der Mensch, – der Mensch, der heute mehr denn je allein zu sein scheint oder wirklich allein ist und von der Welt verschlungen wird, ohne sich wehren zu können. Alle geistigen Ordnungen und Satzungen aber, welche die Menschheit für ihr Dasein anerkannt hat, – sei es, daß es sie als göttliche Offenbarung empfing und verehrt, oder daß sie solche Satzung aus dem höheren Geist ihrer Größten annahm –, alle wollen nicht, daß der Mensch anders als mit Gott in der Schule der Aszese allein sei. Also bleibt der Mensch der Nächste und das Nächste, in allen Wandlungen oder Umstürzen das erste Gegenüber. Und für den nun...? Seien Sie mir nicht böse ob des kurzen Schlusses aller Betrachtungen, der sich zudem das letzte und beste Wort aus fremdem Munde leihen muß:

«Nun aber bleibet: Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.»